

SIEGFRIED KÜHN

Die Erdorgel

oder

Wunderbare
abgründige
Welt

neues leben

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-355-01870-8

© 2018 Verlag Neues Leben, Berlin
Umschlaggestaltung: Verlag, Peter Tiefmann,
unter Verwendung eines Motivs von Ida Michel

Die Bücher des Verlags Neues Leben
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

Mit Illustrationen von Ida Michel

*Für Oma-Mutter
Anna Maria Josephine*

Die Handlung ist nicht frei erfunden, Ähnlichkeiten mit lebenden oder realen Personen wären dennoch rein zufällig.

Inhalt

I
Eiche-Golm
9

II
Oma-Mutter
23

III
Friedrichs
Lehr- und Wunderjahre
61

IV
Moskau ... Moskau!
107

V
Die Rückkehr
127

VI
»Ich bin nicht Otilie ...«
143

VII
Don Juan,
Karl-Liebknecht-Straße 78
155

VIII
Der Zweigesichtige
187

IX
Epilog
211

Eiche-Golm

Soll sich dir das Wesen zeigen, musst du in die Tiefe steigen. Von irgendwoher kannte Friedrich diesen Satz. Wohin führten die Gänge?: An diesem Tag war alles anders als sonst. Er hatte sich im Untertagelabyrinth verirrt und kam an einen Ort, an dem er das ganze bergmännische Gezähe und auch die Bergleute noch vorfand, nur mit der Arbeit hatten sie aufgehört, vielleicht vor einem Jahr, vielleicht auch länger, denn sie waren in sich zusammengerutscht, obwohl auch da nichts fehlte.

Der Grubenhelm saß ihnen noch auf den kahlen Schädeln, und selbst der Ledergurt ums Hüftbein war noch an der Stelle, wo er hingehörte. Über zweihundert Teile mochten es gewesen sein (die Zähne und Karbidlampen nicht mitgerechnet), die sich in der richtigen Anordnung befanden, nur miteinander verbunden waren sie nicht mehr. Man hätte denken können, eine außerirdische Kraft habe die Zeit

angehalten und die Kumpel warteten nur auf ein Zeichen, die Arbeit wieder aufzunehmen, um ihr Tagessoll zu erfüllen.

Wie lange Friedrich an dem zeitlosen Ort verbracht hatte, wusste er nicht mehr, er erinnerte sich nur noch an das Stöhnen der Wetterrohre und an die Herzschräge, sobald er sich in der Höhle zusammenrollte. Es musste ein natürlicher Hohlraum, eine Art Schlotte gewesen sein, wo Friedrich wie in einen Alkoven bequem hineinpasste. Und dann die feuchte Wärme, sobald er sich anlehnte. Zuerst fühlte es sich an wie Schmierseife, doch wenn man sich daran gewöhnt hatte, konnte es ungemein behaglich sein in dem Körper, denn das war es, was er eigentlich erzählen wollte.

Der Ort versetzte ihn in die Zeit vor der Austreibung, als seine Mutter noch alles für ihn regelte. Auch worüber er nachdachte, regelte sie, und daher war es ein brisanter Ort.

Friedrich glaubte fest daran, dass er in enger verwandtschaftlicher Beziehung zum Hohlkörper seiner Mutter stand, es war der Schnittpunkt zweier Ereignisse, die zwar dreißig Jahre auseinander lagen, aber genügend kongruent waren, um sich zu verbinden. Da war dasselbe feuchtwarme Klima in der stockfinsternen Nacht und die Totenstille, bis auf das Geräusch der Wetterrohre, das ihn komischerweise auch an das überdrüssige Stöhnen seiner Mutter erinnerte, wenn sie darüber nachdachte, wie sie ihn loswerden könnte. Es war ein Ort, den man so schnell nicht vergaß, und daher wollte es Fried-

rich wissen, alles, was sich abgespielt hatte im Kopf seiner Mutter.

Es war der Sommer 1935 in Eiche-Golm, da zeugte ihn Georg, der Gärtner, und im Herbst, als der Blumenkohl reifte, war er gerade achtzig Tage alt und erinnerte sich das erste Mal an den Potsdamer Wochenmarkt, wo seine Mutter den Gemüsekrum verkaufen sollte, das hatte der Gärtner so beschlossen. Der aber verbrachte seine Zeit nicht auf dem Markt, sondern im berühmigten Holländerviertel



Holländisches Viertel

mit seinen Brüdern, dem Heinrich und dem Kleofass. In drei Stunden bin ich wieder da, sagte er, das genügte dem Gärtner. Ob es Friedrichs Mutter genügte, danach fragte er nicht. Und während die Händler auf dem Markte laut schrien, um ihre Ware an den Mann zu bringen, wurde seine Mutter immer schweigsamer und immer kleiner, als ob sie in den Kohlköpfen versunken war vor Scham, und so verkaufte sie auch nichts.

Als das der Gärtner sah, blieb er stehen wie erstarrt und rief nach Friedrich. Ja, er rief nicht nach seiner Mutter, er rief nach ihm, obwohl er erst achtzig Tage alt war. Und nannte ihn nicht beim richtigen Namen, er sagte nicht Friedrich, wie er später heißen sollte, er sagte, Bastard. Damit gab er seiner Mutter zu verstehen, dass er ihn ablehnte, da musste er nicht noch zweihundert Tage warten, bis er zu sehen war, das wusste er schon jetzt, nach achtzig Tagen, dass er ihn verwünschte. Und weil es so war, verwünschte ihn auch seine Mutter und gab ihm die Schuld, dass der Gärtner sie nicht mehr mochte mit dem dicken Bauch, und so hatte sie Friedrich beide gegen sich.

Dieser zweite Oktober auf dem Potsdamer Gemüsemarkt, als seine Mutter nicht einen einzigen Blumenkohl verkaufte, war der Tag, an dem sie das erste Mal über die Austreibung nachdachte oder besser gesagt, über die Stricknadeln der Größe sechs bis elf. Aber dann folgten noch andere Tage, an denen sie nicht nur darüber nachdachte. Und daher waren die finsternen Tage in der unterirdischen Höhle eine

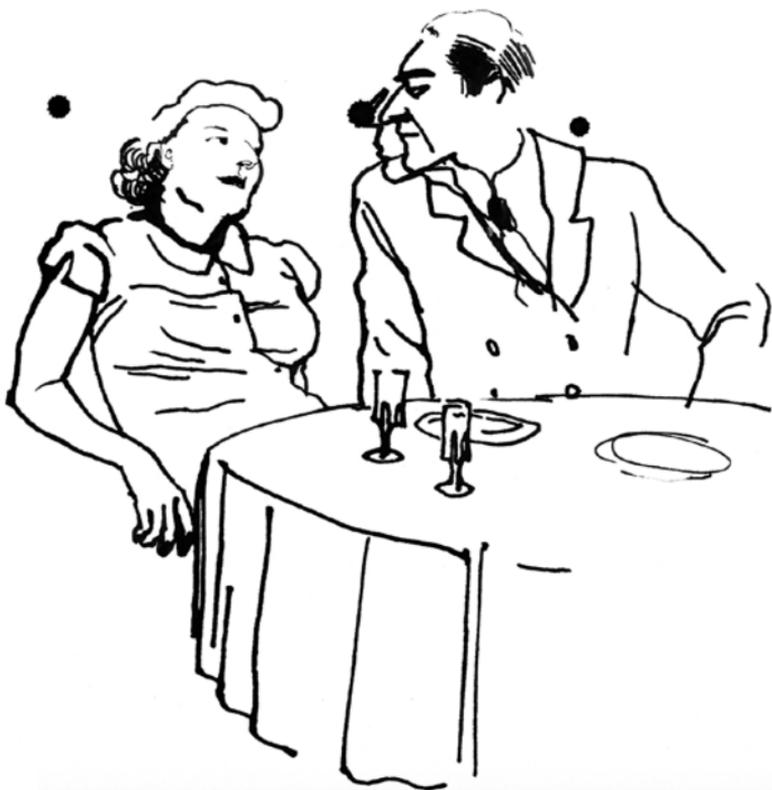
lichtbringende Zeit, weil sie sein unbelichtetes Leben aufhellte, und gleichzeitig war es seine dunkelste Zeit, an die er sich erinnerte. Und deshalb wusste er noch nicht, ob er da wieder hineingehen würde in die Höhle, nachdem er sie einmal verlassen hatte.

Auch draußen bei den Bergleuten, die, wie schon gesagt, vorübergehend zusammengerutscht waren, vergaß er nichts. Selbst den ländlichen Geruch des Wochenmarkts mit seinen süßlich-modrigen Gemüseabfällen, dem Boskoop aus Werder und dem Pferdemit, hatte er noch in Erinnerung. Und dann war es auch die Gegend, die er genauestens kannte aus späterer Zeit. Das Holländerviertel mit der französischen Kirche und dem Mozarthaus in der Nähe, das war ja vom Teltower Damm Nummer neun nur einen Katzensprung entfernt, die paar Stationen mit der S-Bahn, und da war immer noch der Bauernmarkt, zweimal in der Woche.

Nachdem Friedrich seinen Durst aus den Kühlwasserschläuchen des bergmännischen Gezähes gestillt und noch etwas vom Rest der geräucherten Wurst gegessen hatte, zog es ihn doch wieder in das warme Loch und in die Zeit davor. Er wollte sie bis zu Ende wissen, die Geschichte. Als er sich eingerollt hatte, wie er es gewohnt war, und aus dem Wetterrohr das überdrüssige ohhh! ... ohhh! kam, dauerte es nicht lange, und er war wieder in Eiche-Golm, an einem der Wochenenden, die der Gärtner mit dem Heinrich und dem Kleofass den ganzen Abend und die ganze Nacht im Restaurant *Zum grünen Kranz* verbrachten. Friedrichs Mutter mitzunehmen, daran

dachte er nicht, und wenn sie ihn fragte, da spottete er nur und sagte, was sollen wir mit dir, du mit deinem dicken Bauch, und lachte, als er das Haus verließ.

Kennst du das Land, wo der Blumenkohl wächst, damit hatte er seiner Mutter den Kopf verdreht. Und er sah gut aus, der Gärtner, hatte Manieren und die einnehmende Art, tadellos gekleidet war er und wusste, wie man einen Anzug trug. Da stimmte alles, einer aus der Stadt eben, das sah man gleich. Als er



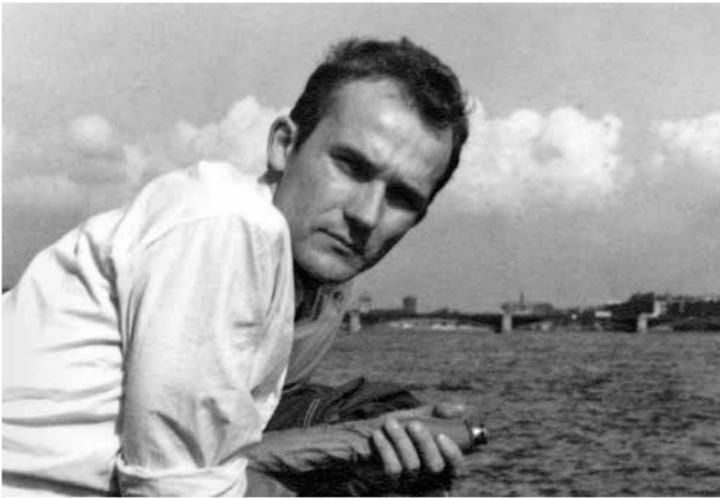
Die Mutter und der Gärtner

das Tanzlokal betrat, verstummte alles, und dann ging er genau auf sie zu, nur auf sie. Das hatte Stil, seine Entschlossenheit, denn er wusste, wo das Geld war, das er dringend brauchte. Und obwohl ihre Mutter, Friedrichs Großmutter, sie gewarnt hatte, Kind, sagte sie, paß auf, ich sehe es an den Augen, wusste sie es besser. Einer, der sie wegheiratete vom Kartoffelacker ins große Karfiolgeschäft, wo gab es das schon.

Und dann hatte der Gärtner alles in den Sand gesetzt, den märkischen, der sonst so fruchtbar war. Er hatte zu hoch gepokert mit dem Geld seines Schwiegervaters, denn es wurde ein fruchtloses Jahr. Aufgegangen war nur Friedrich in seiner Saat, versehentlich, wie sich versteht, aus freien Stücken dahingeschludert, und je schneller er groß wurde und die mickrigen Dinger im märkischen Sand immer kleiner, desto mürrischer und abweisender wurde der Gärtner. Und damit er sie wieder mochte, Friedrichs Mutter mit der dahingeschleuderten Saat, wollte sie etwas gutmachen an Friedrich.

Ja, es war die Zeit vor der Austreibung, dass die Entscheidungen fielen, danach gab es nichts mehr zu tun, da war auch nichts mehr geradezurücken, nichts zu ändern oder zu erneuern, zu korrigieren oder umzuwandeln. Als sie keine Ruhe fand, fand auch Friedrich keine Ruhe, und ihre durchwachten Nächte waren auch seine Schlaflosigkeit. Das hatte sie ihm mitgegeben, wie einem Wachhund, ein Auge schlief, das andere wachte.

Und dann der schief geratene Kopf, auch der kam nicht von ungefähr, er war zu schwer geworden von der Plage, es sah aus, als sei er in Gedanken oder höre jemandem besonders aufmerksam zu, man wirkte freundlicher mit dem geneigten Kopf und es kam gut an bei den Leuten. In ihren Augen war er ein netter Kerl, in Wirklichkeit war es nichts anderes als ein Kopf, der vor seiner Zeit schon mehr zu tragen hatte, als gut für ihn war, und so mischte sich etwas Melancholisches in den Ausdruck. Nein, leicht haben sollte er es nicht, als seine Mutter um den Gärtner kämpfte, aber wie schon gesagt, selbst was sie sich in ihren geheimsten Träumen ausmalte, die Bilderrätsel ihrer Nachtträume und ihre Wunschträume, die seine Alpträume waren, verborgen blieb ihm nichts. Natürlich konnte er es nicht beschwören, aber sie muss es geahnt haben, denn es war immer ein Argwohn zwischen ihnen. Aber was noch nicht gesagt war, die Leute dachten, es sei irgendeine Marotte oder etwas Religiöses, das mit den gekreuzten Armen über der Brust, aber woher das Misstrauen wirklich kam, das waren die 4800 Stunden, als seine Mutter so schwer an ihm trug und an ihr verlorenes Glück dachte. Nur einmal hätte sie ihn fast getroffen, links unter dem Auge, den Gesichtsnerv, auch Nervus facialis genannt, der alles straffte und zusammenhielt. Er war ungemein wichtig, ansonsten hätten wir das Aussehen einer Bulldogge, man musste es sich vorstellen, das faltige Gesicht mit dem klagenden Blick, die Hängebacke nach dem Schlaganfall.



Friedrich 1966 im Alter von einunddreißig Jahren

Zu sehen war die Narbe bis heute, ganz passabel, wie es aussah, beileibe nicht nach einem Mordversuch, eher wie ein Schnitt oder ein Schmiss aus der Studentenzeit. Das verschaffte ihm sogar eine gewisse Anerkennung bei den Leuten. Aha, sagten sie sich, ein Akademiker, eine Kämpfernatur. Und Friedrich ließ sie in dem Glauben, warum auch nicht, obwohl er noch nie eine Akademie von innen gesehen hatte, aber es interessierte keinen, die Leute glaubten schon immer an die Geschichten, die ihnen gefielen.

Wie lange Friedrich in der Höhle zugebracht hatte, wusste er nicht mehr. Vielleicht war eine Woche vergangen, vielleicht auch länger, er wusste nur noch, als es auf den Frühling zuging, kam der Großvater mit seinem Gespann vorgefahren, denn es hatte sich

herumgesprochen bis nach Schlesien, wes Geistes Kind der Gärtner war. Und als er ihn sah, der Großvater, wurde er kreidebleich und sagte nur die drei Worte: Sodom und Gomorrha, aber es waren so viel wie dreihundert auf einmal. Und obwohl Friedrich noch viele Tage vor sich hatte, bevor er zu sehen war, ließ der Großvater von nun an alle Wut, die er am Gärtner nicht losgeworden war, an ihm aus, denn Friedrich war der Stellvertreter, das Früchtchen des ungeliebten Schwiegersohns, der das schöne Geld im märkischen Sand hatte vertrocknen lassen.

Doch langsam fand sich die Mutter ab damit, dass sie den Gärtner verloren hatte, Friedrich aber immer noch da war. So entstand ein Gentlemen's Agreement zwischen ihnen, eine Art Waffenstillstand würde es Friedrich nennen. Später aber, als er sichtbarer wurde, der Hass des Großvater immer größer und seine Mutter Tag um Tag einsamer, geschah eines Nachts ein Wunder. Friedrich erinnerte sich genau an diese Nacht. Wenn sie es auch noch zaghaft und ängstlich tat, was spielte es schon für eine Rolle, sie berührte ihn, streichelte Friedrich fast zärtlich. Es war das erste Mal, dass sie ihn überhaupt berührte. Da platzte es aus ihm heraus, er heulte nicht, er schluchzte nicht, er schrie, obwohl die Kehle noch zugeschnürt war, der Mund geschlossen, wie man weiß, und trotzdem schrie er zum Gotterbarmen, nicht um sein Leben, nein, es war ein Freudenschrei, oder besser gesagt: ein Freudengeheul, denn er schrie und heulte gleichzeitig, wie ein Hund, der sich verlaufen hatte und nach end-

losem Herumirren seinen Herrn wiederfand, so fand Friedrich endlich zu seiner Mutter, die ihn noch vor dreißig Tagen mit ihren langen Nadeln geritzt hatte.

Und so kam Friedrich noch vor seiner Geburt zur Welt, denn diese Nacht, das war sein Geburtstag. Und hinaus zu dem Großvater, der mit seinem ganzen Hass und Argwohn schon auf ihn wartete, da wollte er nicht hin. Also tat Friedrich die ganze Zeit nichts anderes und wartete auf die Abende mit der Mutter, denn die Träume waren es, um die es ging. Da erlebte er das Unbegrenzte der Kindheit schon vor seiner



Der Großvater

Zeit, als sie ihn in ihre Hände nahm, dass nichts mehr hineinpasste und auch nichts mehr hineinpassen sollte, so muss es sich angefühlt haben.

Ich sterbe, schrie Friedrichs Mutter, und er hätte es beschwören können, er schrie es mit derselben Inbrunst. Denn nachdem ihn jemand an den Füßen nahm, tüchtig schüttelte und zwar mit dem Kopf nach unten, sah er zuerst den Großvater. Obwohl der von ihm aus gesehen auf dem Kopf stand, sah er augenblicklich sein teuflisches Grinsen. So hatte ihn Friedrich sich vorgestellt mit seinem gerupften Bart und dem Zinken von Nase, wie der lauernde Finger am Abzug einer Flinte. Und dann sein unwirsches Knurren, da konnte er nicht anders und schrie nicht aus Atemnot, was landläufig üblich ist, er schrie vor Angst bei seinem Anblick. Der erste Mensch, den Friedrich bei Tageslicht sah, war der Teufel, verheiratet mit seiner Großmutter.

Der indessen neunjährige Friedrich sitzt in der vorderen Reihe der Dorfkirche neben der Großmutter. Sie ist eine vitale Frau um die fünfzig mit glänzenden, lebhaften Augen. Der Junge mustert die Nachbildung einer romantischen Madonnenfigur, die vor ihm auf dem Marienaltar steht. Die Madonna hält ihre große, schützende Hand um den lächelnden Jesusknaben. Friedrich lehnt sich an die Großmutter, horcht versonnen auf den Mädchenchor mit *Stabat Mater* von Pergolesi.

Friedrichs Erwachsenenstimme:

Als ich aus dem Größten heraus war, nahm meine geschiedene Mutter eine Stellung in Berlin an und überließ mich der Erziehung meiner Großeltern, in Ölschen, einem niederschlesischen Dorf am Ende der Welt. Da war schon Krieg. Meine Großmutter hieß Maria, wie die richtige Gottesmutter.

Friedrich sieht sich anstelle des Jesusknaben auf dem Schoß der Großmutter. Sie sitzt auf einem schönen Thronstuhl der Gottesmutter und trägt ihr prächtiges Gewand.

Friedrichs Stimme:

Sie war milde und gütig, sie war für mich die ausgleichende Gerechtigkeit. Ich liebte sie über alles und nannte sie Oma-Mutter. Ich erinnere mich mit einer unbeschreiblichen Genauigkeit an alle unsere Ausflüge an den langen Sommerabenden meiner Kindheit. Mit ihr lernte ich beizeiten die ganze Welt kennen.



Weltreise mit der Großmutter

II

Oma-Mutter

Langweilig war die Ölschner Sonntagsmesse nur bis zur Verteilung des Abendmahls.

Kurz vor dem Erscheinen des Gottessohns wurden Weihrauchkörner nachgelegt, die Messdiener liefen geschäftig umher, von der Empore ließ Hugo Stiller einen durchdringenden Akkord erklingen, der Priester erhob beide Hände wie bei der Gefangennahme, murmelte etwas auf Lateinisch und ließ Jesus aus dem Sakramentshäuschen heraus. Natürlich nicht in ganzer Person, aber ein Teil von ihm befand sich in dem goldenen Becher, woraus der Priester Jesus in kleinen Häppchen an alle verteilte, die sich aus den Bänken erhoben hatten, mit gesenktem Kopf an den Altar gingen, vor dem Priester niederknieten und ihm die Zunge herausstreckten. Mit dem Leib Jesus kehrten die Leute wie verzaubert auf ihren Platz zurück und fanden ihn mit geschlossenen Augen.

Das war für Friedrich der Beweis, dass Christus den Menschen überirdische Kräfte verleihen konnte.

Er wollte es unbedingt selbst an sich ausprobieren und nicht noch die zwei Jahre bis zu seiner Erstkommunion warten, er wollte es sofort wissen. Also mischte er sich an einem der Ölschner Sonntage unter die Abendmahlgemeinschaft, kniete am Altar nieder, und komischerweise gab ihm der Priester ohne zu zögern von Jesus zu essen und wie die andern fand er blind auf seinen Platz zurück. Zwar war es nicht sein früherer Platz neben der Großmutter, aber es war trotzdem der richtige. Er hielt seine Augen noch geschlossen, bis die Hostie auf der Zunge zergangen war, als ein Duft aufstieg, den er schon kannte. Eva, die Gastwirtstochter, war seine heimliche Liebe, und sie saß neben ihm. Als sie Kinder waren, hieß es schon, sie würden ein Paar werden, und den Tag der Trauung hätte man damals schon ausrechnen können, wenn es von Bedeutung gewesen wäre.

Zum ersten Mal hatte er Eva unter einer Hochzeitstafel gerochen wie ein Hund, der überall herum schnüffelte. Eva saß bei der Mutter und dem Brautpaar, daneben Tante Hede und Tante Mieke, dann die Großmutter und schließlich ein Dutzend weiterer Hochzeitsgäste mit einem unerträglichen Gestank aus Mottenpulver, Schweiß und Moder. Nur Eva duftete, sie duftete nach warmem Weizenbrot und nach frischem Leinen, das jeden Sommer auf dem Anger in der Sonne zum Trocknen ausgelegt wurde. Ihr Duft war unübertrefflich, er war so

erregend, dass er in der Kirche einen Ständer kriegte, allen Ernstes.

Wie sollte er in diesem Zustand aufstehen und die Kirche verlassen?

Er ließ die schrecklichsten Bilder an sich vorbeiziehen, an die er sich erinnern konnte. Er dachte an eine schwierige Rechenaufgabe oder Tante Hedes glühenden Feuerhaken, den sie ihm vor die Nase hielt, wenn sie etwas nicht fand und ihm die Schuld gab. Doch nichts kam an gegen die Macht des betörenden Duftes, den Eva verströmte.

Als sich die Kirchengemeinde zum abschließenden Gesang erhob, er immer noch in der Bank kniete und das Gesicht in den Händen verbarg, obwohl sich Jesus längst verflüchtigt hatte und nur noch ein fader, nichtssagender Geschmack auf der Zunge zurückblieb, musste etwas geschehen. Die Leute verließen die Kirche, er hörte das Schurren ihrer Füße auf dem Steinfußboden und das Rumoren in den Bänken, da legte sich die Krücke des Großvaters mit einem kurzen, entschlossenen Ruck um seinen Hals und er war wieder in der Wirklichkeit. Der Großvater knurrte zuerst wie ein böser Hund, wenn er nach Worten suchte, die er nicht gleich fand, und Friedrich wartete auf den Tod seines Großvaters wie auf eine Erlösung. Er wollte die Großmutter für sich allein haben und malte sich aus, was man tun könnte, damit er bald sterbe. Außerdem hatte er die Großmutter nicht verdient, er betrog sie, wo er nur konnte, Friedrich hatte es mit eignen Augen gesehen. Damit die Großmutter keinen Verdacht

schöpfte, nahm der Großvater ihn mit auf seine Touren nach Wohrlau und dachte, er sei so dumm und merke nichts. Da hatte er sich getäuscht, Friedrich stellte sich nur ahnungslos, und der Dumme war in Wirklichkeit der Großvater. Er wollte Friedrich weismachen, er habe dringende Geschäfte zu erledigen, dabei verschwand er jedes Mal in einem der Mietshäuser an der Oder und kurz darauf zog jemand in der ersten Etage die Gardinen zu. Da wusste Friedrich, was los war. Natürlich sagte er zur Großmutter kein Wort und ließ sich nichts anmerken, denn rächen wollte er sie allein.

Lange brauchte Friedrich auf den Tod des Großvaters nicht zu warten, er kam schneller, als er dachte. Im Dorf gab es die wildesten Spekulationen und Verdächtigungen, doch nichts konnte bewiesen werden. Zuerst hieß es, er sei beim Auffüllen des Dampfkessels in den Brunnen gefallen, doch als die Feuerwehr den Brunnen auspumpte, entdeckte man statt des Großvaters einen unterirdischen Gang. Von einem Stollen, der bis in den nahe gelegenen Buchenwald bei Kulmikau gehen sollte, hatte der Junge schon gehört, aber wer weiß, vielleicht ging er bis zu den Steinkohlegruben nach Wohrlau. Dann brauchte man sich nicht zu wundern, wenn der Großvater nicht mehr aufzufinden war, das Wasser hätte ihn auf Nimmerwiedersehen in einen der stillgelegten Schächte geschwemmt. Die Feuerwehr suchte nicht nur unter der Erde, sie suchte in der verglühten Asche der Dampfmaschine nach Spuren, und selbst im Wasserkessel sah man nach, obwohl

es unvorstellbar war, wie der Großvater da hineingeraten sein könnte.

Endlich, nach ungefähr einem halben Jahr, wurde der Großvater im Buchenwäldchen bei Kulmikau von Pilzsuchern gefunden. Vom Großvater war außer dem Skelett, den Knöpfen seiner Kleidung und der goldenen Taschenuhr mit dem eingravierten Monogramm nichts übrig geblieben. An der Stelle, wo er die Uhr getragen hatte, war sie durch ihn hindurchgefallen, und da lag sie noch, an der unteren Rippe der Brustwirbelsäule im Wurzelgeflecht des Fichtenspargels.

Trotzdem sollte er ehrenvoll begraben werden. Die Wiederherstellung des Großvaters wurde dem Organisten Hugo Stiller übertragen, der nicht nur musikalisch war, sondern vieles mehr konnte, was andere nicht konnten. Aus Buchenholz und Wurzeln formte er die seltsamsten Fratzen und Figuren, doch ebenso unschuldige Engelsgeschöpfe und Gestalten aus der biblischen Geschichte. Fantasievoll wusste er zu nutzen, was die Natur vorgab. Eine natürliche Erhebung aus dem Holz, eine sonderbar gekrümmte Baumwurzel war in seiner Fantasie bereits eine Nase oder ein Schwanz. Nachdem Hugo das Skelett des Großvaters sorgfältig nummeriert und zu Hause wie ein Puzzle zusammengesetzt hatte, schnitzte er die Totenmaske. Und zwar nicht, wie er den Großvater in Erinnerung hatte, sondern wie ihn die Familie, außer Friedrich, sehen wollte, als strengen, doch gerechten Mann. Wäre Hugo ehrlich gewesen, dann hätte er einen Teufel abgebildet. Aber was tat er?

Er zeigte den Großvater mild lächelnd, was nicht ein einziges Mal vorgekommen war. Jeder kannte nur sein hämisches Grinsen.

Ein Zirkus kommt ins schlesische Dorf, und mit dem Zirkus kommt Nardini – der Messerwerfer und Schweinedompteur, der Lebenskünstler ...

Und mit ihm hält eine schöne Poesie Einzug ins Filmgeschehen, ein Hauch von Wehmut und Zärtlichkeit, von Weisheit und stiller, großer Menschlichkeit. Dem Zusammenspiel von Nardini und der Hauptfigur, dieser ganz und gar unorthodoxen, fast jugendhaft-übermütigen Großmutter von Carmen-Maja Antoni, verdankt der Film seine besten, seine liebenswertesten Momente. Da eröffnet sich uns eine Liebesgeschichte, und die Liebenden sind wohl jenseits der fünfzig, und es ist eine rührende, nirgendwo peinlich wirkende Zuneigung zwischen den beiden.

Felicitas Knöfler, Berliner Zeitung

Auf ihrem Bauernhof geht die Großmutter auf Nardini zu und sagt prinzipiell:

Halten Sie mich für ein
altes Weib?! Also, was soll
ich machen? Fangen Sie an,
ich bin bereit!

Nardini weiß nicht, wie er sich verhalten soll.
Er schweigt, betrachtet die Messer einzeln.

Fotonachweis:

Seite 22, 30, 38, 43, 58

»Kindheit«

© DEFA-Stiftung/Eckardt Hartkopf,
Waltraut Pathenheimer

Seite 134

»Im Spannungsfeld«

© DEFA-Stiftung/Dieter Lück

Seite 147, 154

»Wahlverwandtschaften«

© DEFA-Stiftung/Klaus Goldmann

Seite 172

»Don Juan, Karl-Liebknecht-Straße 78«

© DEFA-Stiftung/Klaus Goldmann